

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 290

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Universum der Germaine Winterberg: eine Ausstellung im Thurgau. Von Brigitte Elsner-Heller 48	Eine Institution geht in Pension: Hommage an den Comedia-Mitgründer Pius Frey. Von Richard Butz 49	<i>The Poet's Coat:</i> Englische Gedichte von Gabrielle Alioth in Fred Kurers Übersetzung. Von Florian Vetsch 50	Geglückte und vertane Möglichkeiten: Lisa Elsässers Erzählungen <i>Erstaugust</i>. Von Peter Surber 51
Tel Aviv-Jaffa: Das Jüdische Museum Hohenems widmet der «Weissen Stadt» am Mittelmeer eine Sonderausstellung. Von Roman Hertler 52	Das Autobuch zur Klimakrise: Walter Büchi holt das in Graubünden bis 1925 geltende Autoverbot in unsere Zeit. Von Daniel Klingenberg 53	Zerrissene Generation: Kurt Mettler wird nur 25 Jahre alt, doch sein Leben reicht für ein 1000-seitiges Buch. Von René Hornung 54	Dialoge im Kunst-Paradies: Thomas Struth zeigt eigene und fremde Werke in Vaduz. Von Kristin Schmidt 55
<i>Verminte Seelen:</i> Das Stück am Theater St.Gallen über die Administrative Zwangsversorgung. Von Peter Surber 56	Rechtskonservative Kinder und schwule Erpel: Liv Strömquists Comics über Genderverhältnisse. Von Veronika Fischer 57	Guggenloch, getanzte Heimaten, verstohlene Orte: der Kulturparcours 57	

«Energie in Hülle und Fülle»



Germaine Winterberg mit Tonband, Marokko 1964.
(Bild: Archiv Sigi und Germaine Winterberg)

Das abenteuerliche Leben scheint Germaine Winterberg schon in die Wiege gelegt worden zu sein. 1936 in Basel geboren, versuchte die Mutter zwar, ihre kleine Tochter zu behüten, doch die erwies sich bald als ein Wildfang. Der Besuch im Völkerkundemuseum untermauerte ihren Wunsch, Forscherin zu werden – wobei auch der Vater meinte, dass eine Frau das nicht mache. Um ein abschreckendes Beispiel zu geben, erklärte er der Tochter, dass sie dann auch lebendige Würmer und Schnecken essen müsse. Und Germaine übte das heimlich. Übte auch in ihrer Kammer, Schmerzen auszuhalten, wie die Indianer bei Karl May. «Für meine Mutter war ich eine Enttäuschung. Für sie hätte ich ein zartes Engelchen sein sollen», erzählt Germaine Winterberg, die heute 82 Jahre alt ist und immer noch von grosser Offenheit und Lebendigkeit.

Kennenlernen kann man die Frau, die dann tatsächlich so etwas wie eine Forscherin geworden ist, auch wenn sie nicht Ethnologie studiert hat, in der Kartause Ittingen. Ihr gewidmet und von ihrem Leben angefüllt, ist dort die Ausstellung «L'univers de Germaine» zu sehen, die gut an die noch laufende Retrospektive mit Bildern von Helen Dahm anknüpft – zwei Zeugnisse unkonventioneller Frauenbiografien.

Erste Reisen führen in den Maghreb

Sichtbar unkonventionell ist dieses Leben, seit sich die junge Frau, die mit 15 Jahren als Bürogehilfin arbeitet, von ihrem ersten Gehalt im Ethnoladen in Basel einen Armreif kauft sowie eine Knochenkette aus Neuguinea. Dass die aufgebrachte Mutter damals mit ihr in das Geschäft zurückgeht, um sich wegen des Verkaufs an eine Minderjährige zu beschweren, hat indes eine ganz andere Folge: Germaine darf die Schmuckstücke behalten und kann dafür jeden Samstag nachmittag dort arbeiten. «Ich habe dort viele interessante Leute kennengelernt, die gereist sind oder im Völkerkundemuseum gearbeitet haben», erinnert sie sich.

Das Universum Germaine Winterbergs umfasst bald mehr als nur Basel und ihre Träume. Mit ihrem Lebenspartner Sigi, den sie als Fünfzehnjährige kennen- und später auch lieben lernt, fährt sie mit einem 2CV nach Marokko, wo Sigi Textilien kauft. «Er hat den Samen gelegt, und dann ist bei mir daraus ein Urwald geworden», sagt sie heute lächelnd. Später, als ihr Partner

Germaine Winterberg, geboren 1936, ist eine aussergewöhnliche Frau, die sich ihre Welt so erschlossen hat, wie sie es sich erträumte. Ein Ausstellungsprojekt von Muda Mathis, Sus Zwick und Hipp Mathis gewährt im Kunstmuseum Thurgau Einblick in das «Univers de Germaine». Text: Brigitte Elsner-Heller

durch ein Rückenleiden am Reisen gehindert ist und die zwei Söhne des Paares geboren sind, geht Germaine Winterberg allein auf Reisen, arbeitet mit dem Völkerkundemuseum in Basel zusammen und unterrichtet am Lehrerinnenseminar ausser-europäische Textilkunst. Daneben führt sie mit ihrem Partner in Basel die Orientboutique Indigo, sympathisiert mit der Hippie-Szene und begeistert sich in den 1990er-Jahren auch noch für Techno.

Wie kann dieses Leben voller Reisen und Erinnerungen überhaupt in die Ausstellungsräume eines Kunstmuseums passen? Hier treten die Künstlerinnen und Künstler Muda Mathis, Sus Zwick und Hipp Mathis auf den Plan, die reichhaltig Erfahrung mit Video- und Performance-Kunst mitbringen. Was im Thurgau – nach einer ersten Station im Kunsthaus Baselland – zu sehen ist, ist ein dreiteiliges Projekt, das sich auf unterschiedliche Weisen dem Leben Germaine Winterbergs nähert. Anstoss zum Projekt gab Maria Anna Mathis, die mit Germaine Winterberg seit langem befreundet ist und viele Gespräche mit ihr am Küchentisch führte. Eines Tages war klar, dass der reiche Erinnerungsschatz in eine Form gebracht werden sollte – wobei Germaine Winterberg nie Tagebuch geführt hatte.

Rückblick in Videos und Performance

Zunächst war es der Dokumentarfilmer (und Ethnologe) Hipp Mathis, der sich daran machte, dieses ungewöhnliche Leben chronologisch festzuhalten. Zu den Erzählungen der Protagonistin gesellten sich Fotografien und Tondokumente. Auf 25 Minuten ist dieser dokumentarische Zugang angelegt. Wie bei den weiteren Videos erzählt Germaine Winterberg spontan und unverfälscht in Baseldeutsch.

Bei aller Würdigung dieses dokumentarischen Zugangs war Muda Mathis und Sus Zwick bald klar, dass dieser Rahmen allein nicht ausreichte, um dem bewegten Leben und der Ausstrahlung der Erzählerin angemessen Geltung zu verschaffen. Daher entwickelte sich das «Universum» weiter zu einem netzartigen Geflecht. Über zwei Jahre hinweg, in mehr als 20 Aufnahmesessions, erzählte Germaine Winterberg in Episoden über ihr Leben, erinnerte sich an Kindheit, Partnerschaft, spirituelle Suche und Begegnungen auf ihren Reisen, bei denen sie ein Tonbandgerät mit sich führte, um Musik und Klänge festzuhalten. Auf der Galerie des Ausstellungsraums sind fünf Stunden aus dem Videodokument zu hören und zu sehen.

Der dritte Zugriff erfolgt gemeinsam mit Maria Anna Mathis und Fränzi Madörin. Ohne vorher auf die Rolle als Performerin vorbereitet zu sein, zeigt sich Germaine Winterberg als Frau, die auch in höherem Alter eine grosse Selbstverständlichkeit im Umgang mit Körper und Bewegung zeigt. Audioaufnahmen aus Indien und dem Maghreb sowie Wolken exotischer Stoffe umfassen die Arbeit und binden sie an die Reisen Germaine Winterbergs an.

«Energie und Kraft habe ich in Hülle und Fülle gehabt», erzählt Germaine Winterberg bei der Eröffnung der Ausstellung Mitte Mai. Auf die Frage, ob sie je etwas bereut habe, antwortet sie: nur, dass sie nicht Englisch gelernt habe. Wobei sich das auf das Lesen von Büchern bezieht. Denn ihr «Strassen-Englisch», das sie auf ihren Reisen begleitet habe, sei für die Kommunikation durchaus von Vorteil gewesen: eine Verbindung quasi auf Augenhöhe.

«L'univers de Germaine»: bis 8. März 2020, Kunstmuseum Thurgau. Zur Ausstellung ist eine Video- und Audio-Dokumentation erschienen (Fr. 29.– im Museumsshop)

kunstmuseum.tg.ch

Eine geballte Ladung Welt für St.Gallen

Eine Hommage an den Comedia-Mitgründer Pius Frey, samt einigen Bemerkungen zur St.Galler Buchhandlungslandschaft. Text: Richard Butz

Bis Anfang der 1970er-Jahre war das St.Galler Buchhandlungsangebot eindeutig bürgerlich geprägt. An der Schmiedgasse befand sich bis 2005 die legendäre, noch vor der französischen Revolution gegründete Fehr'sche Buchhandlung. Fast gegenüber, am nördlichen Ende der Webergasse, erwuchs ihr 1968 mit der Rösslitor-Buchhandlung (inzwischen an Orell Füssli übergegangen und zweimal gezügelt) eine gewichtige Konkurrenz. Sie gehörte der Genossenschaft Leobuchhandlung, die seit 1920 im Blauen Haus am Gallusplatz die in der ganzen Schweiz bekannte katholische Buchhandlung betrieb und mit ihrem Quellenbändchen-Verlag viel Geld verdiente – heute gibt es dort eine Chocolaterie und im Nachbarhaus die Buchhandlung zur Rose. Das evangelische, finanziell viel weniger erfolgreiche Gegenstück war in der Katharinengasse tätig.

Die Lücke: eine progressive Buchhandlung

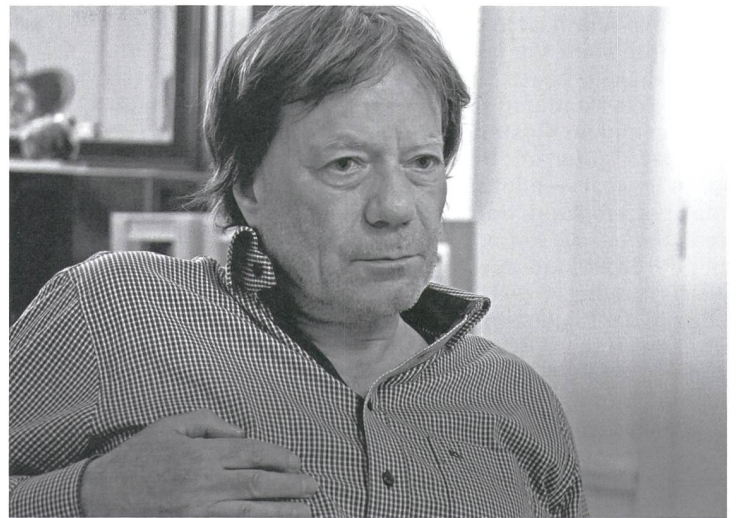
Eine weitere bürgerliche Buchhandlung, die sich später zum Antiquariat wandelte, gründete 1974 der Buchhändler und liberale Politiker Louis Ribaux. Er übernahm sein erstes Lokal an der Bahnhofstrasse, ursprünglich die Buchhandlung Weinhold, vom Zürcher Buchhändler Hans-Peter Kaeser. Sein 1969 gestarteter Versuch, in St.Gallen eine fortschrittlich geprägte Buchhandlung mit einer Taschenbuchfiliale am Spisertor zu führen, war, wohl weil die Zeit dafür noch nicht reif war, fehlgeschlagen.

Diese Vorgeschichte macht deutlich, wie nötig eine weitere Buchhandlung war, angesichts des sich ständig ausweitenden Angebots an progressiver, linker und alternativer Literatur. Zwar hatte es mit der von Frauen an der Löwengasse betriebenen, bald aber wieder aufgegebenen Buchhandlung Kaktus und einem daraus entstandenen Comics-Laden zwei Vorläufer gegeben. Richtig los ging es aber erst 1982 mit der fast von Anfang an genossenschaftlich organisierten und bis heute kollektiv geführten Buchhandlung Comedia an der Katharinengasse.

Und damit erscheint in der lokalen Buchhandelsszene mit Pius Frey eine Persönlichkeit der besonderen Art. Er, dem linken Milieu angehörend, ist von Anfang an mit dabei. Seine grosse und kenntnisreiche Liebe zu Comics aller Art bringt er in die Buchhandlung ein, sie sind bis heute ein wichtiges Standbein geblieben. Gleichermassen pflegen er und das Kollektiv politische, philosophische, soziologische und geisteswissenschaftliche Sachbücher und bauen dazu ein entsprechendes Angebot auf, wie es heutzutage kaum noch in einer Buchhandlung zu finden ist. Aber auch Kunst- und Kinderbücher bietet die Comedia in bewusster Auswahl an, und im vorderen Teil des Ladens überrascht sie mit einer fein sortierten Belletristik- und Krimiabteilung.

Afrika und Karibik in Wort und Ton

Zwei weit über St.Gallen hinaus bekannte Besonderheiten verdankt die Comedia dem Engagement und dem grossen Wissen von Pius Frey: Literatur über und aus anderen Kulturen, mit Schwerpunkt Afrika, und die Musikabteilung. Dazu gehören Bücher, die sich mit Musik befassen, und eine grosse CD-Abteilung mit Musik aus aller Welt. Zwei Vorlieben von Pius Frey prägen diese Abteilung: Afrika und Karibik. Beides kennt er aus



Pius Frey. (Bild: Andri Bösch)

eigener Erfahrung. Er ist nach Ghana gereist, auf der Karibikinsel Jamaica hat er gut ein Jahr lang gelebt. Diese Liebe ist in den von ihm und Hans-Peter (Hazi) Hädener gegründeten Verein AfriKaribik eingeflossen. Zusammen veranstalten sie bis etwa Mitte der 1990er-Jahre Weltmusikkonzerte von höchster Qualität, oft in der Grabenhalle. Pius Frey ist aktiv dabei, als sich die linke und alternative Bewegung diesen Veranstaltungsort von der Stadt erkämpft, und wird engagiertes Mitglied der IG-Grabenhalle.

Parallel dazu führen er und das Kollektiv im Keller der Buchhandlung unzählige literarische Lesungen und Veranstaltungen zu Büchern zu aktuellen Themen durch, oftmals in fruchtbarer Zusammenarbeit mit der Bildungsgemeinschaft der SP. Diese Verbindung ist dank dem überzeugten, aber nicht dogmatischen Linken und aktiven Gewerkschafter Pius Frey möglich geworden.

Gut 37 Jahre lang hat er das kulturelle Leben der Stadt St.Gallen mitgeprägt. Es wäre an der Zeit, ihn dafür mit zumindest einem städtischen Anerkennungspreis zu ehren. Jetzt geht er, 65 geworden, in Pension, die bei ihm hoffentlich ein «Unruhestand» bleiben wird. Das Kollektiv macht weiter und sorgt zusammen mit der Buchhandlung zur Rose und dem Rösslitor dafür, dass die lokale Buchhandelsszene nicht verodet.

Noch eine Hommage, in elf Versuchen von Hans Fässler, den richtigen Ton zur Pensionierung von Pius Frey zu finden: saiten.ch/ein-dank-an-den-ersten-von-links

In der Sprache des Herzens

The Poet's Coat – Der Mantel der Dichterin: Englische Gedichte von Gabrielle Alioth in Fred Kurers Übersetzung.
Text: Florian Vetsch

Gabrielle Alioth ist in der Ostschweiz längst keine Unbekannte mehr. Vor kurzem präsentierte sie in der Stiftsbibliothek ihr neues SJW-Heft *In der Bibliothek des Bären*; die Handlung spielt an der Kantonsschule am Burggraben und im Klosterviertel und führt zurück zu den grossen Figuren aus dem Mittelalter.

Freilich wendet sich diese Publikation an ein jüngeres Lesepublikum; doch schon Gabrielle Alioths letzter Roman *Gallus, der Fremde*, 2018 bei Lenos erschienen, hatte mit der Stadt und ihrer Geschichte zu tun. Vergangenen Herbst stellte sie denselben in einer eindrücklichen Lesung in der Buchhandlung Rösslitor vor, eine Geschichte über das frühe Mittelalter, aber auch über das Leben der Autorin, über Migration, Spiegelungen zwischen St. Gallen und Irland, wo Gabrielle Alioth seit 1984 lebt.

Als Auseinandersetzung mit historischen Stoffen ist *Gallus der Fremde* typisch für das Schreiben dieser Autorin, das Bücher wie *Die Braut aus Byzanz*, *Die griechische Kaiserin* oder *Der Narr* umfasst. Doch weil es im Gallus-Roman nicht zuletzt um die Sehnsucht geht, erstaunt es vielleicht nicht wirklich, dass Gabrielle Alioth auch Gedichte schreibt. Allerdings auf Englisch, «in the language of the heart», der Sprache des Herzens, wie sie beteuert. Diese Sprache erlaube es ihr, Anderes aus- und anzusprechen als in der Muttersprache, anders zu reden, herzerfüllt sozusagen, privater, direkter, vielleicht auch schamloser, ganz grundlegend eben befreit «vom innerlichen Zensor unserer Muttersprache».

Beispielhaft hierfür ist das Gedicht *The Woman – Die Frau*, zuerst im englischen Original, dann in Fred Kurers Übersetzung:

The Woman

I am the woman
Running through the wooded
Twilight of your dreams.
I am the one you see
From a moving train
Licking an ice cream cone at a village station.

I am the one you picture
In the bed of your rivals
And one day you will follow me
When we meet
In the moonlit night
Of a foreign town.

I have the silken hair
Your touch will
Turn into snakes.
I have the smiling lips
whose kiss will make you
burn.

I am the woman
You long for when
You leave the embrace
of your faithful wife,
And the one you hope
Your sons will never meet.

Die Frau

Ich bin die Frau, die
durch das waldige Zwieli
deiner Träume rennt.
Ich bin die Frau, die du
aus dem fahrenden Zug am Dorfbahnhof siehst,
ein Eis am Stiel schleckend.

Ich bin die Frau, die du dir ausmalst
im Bett deiner Rivalen.
Und eines Tages, wenn wir uns begegnen,
wirst du mir folgen
in die Mondnacht
einer fremden Stadt.

Ich habe das Seidenhaar,
das, wenn du es berührst,
zu Schlangen wird.
Ich habe die lächelnden Lippen,
deren Kuss dich
brennen lässt.

Ich bin die Frau,
nach der du dich sehnst,
wenn du der Umarmung
deiner treuen Gattin entkommst,
und bin die, so hoffst du,
die deinen Söhnen nie begegnet.

Wie herrlich frei, selbstbewusst und zugleich abgründig
diese Verse klingen! Betörend, atemberaubend, einer irischen Kirke würdig.

Doch die Bedeutung des Herzens für den ganzen Band unterstreicht auch der Ausklang des Bandes, das letzte Gedicht mit seinem letzten Vers:

Time

Once I lost a future
On a warm summer evening,
And my past
In a sentence of a stranger.
Now the wind is blowing in my hair
And the sea is in my heart.

Zeit

Einst, an einem warmen Sommerabend,
verlor ich eine Zukunft
und, im Satz einer Fremden,
meine Vergangenheit.
Jetzt bläst der Wind durch mein Haar
und das Meer ist in meinem Herzen.

Geglückte und vertane Möglichkeiten – Lisa Elsässers Erzählungen *Erstaugust*

Ein freimütiges Herz, ein weit ausgreifendes, das, die Herkunft aus der Schweiz nicht vergessend, in Irland Wurzeln geschlagen hat und von dort aus gerne nach Neufundland, in die USA oder zurück in die Schweiz schweift.

Freilich braucht, wer auf Reisen geht, einen Mantel. Auf das Unterwegssein im realen wie im übertragenen Sinn spielt das programmatische Eröffnungsgedicht *The Poet's Coat / Der Mantel der Dichterin* an. Doch geht sein Titel faktisch auf einen Mantel zurück, den die Autorin im Wandschrank eines Zimmers in Oberlin, «einer Kleinstadt in Ohio», vorfand und schliesslich, da sich niemand mehr an die Besitzerin erinnern konnte, auf Anraten des Hausheeren mitnahm:

So, any day now
I will take it from my cupboard
And enraptured by its collar
I will write those poems
She has left for me.

Bald nun
werde ich ihn aus dem Schrank holen
und, bezaubert von seinem Kragen,
die Gedichte schreiben,
die zu schreiben sie mir überliess.

So regt das Motiv des Mantels im weiteren die Vorstellung an, dass Schreiben ein Weiter-, ein Fortschreiben ist und im metaphorischen Sinn die Arbeit an einem Mantel bedeutet, an einer jahrhunderte-, ja jahrtausendealten Textur der Natur einerseits und der Geschichte bzw. der Geschichten andererseits...

Nun sind Gabrielle Alioths Gedichte in Fred Kurers behutsamer, aber träfer und mundiger Übersetzung im März beim Waldgut Verlag erschienen, zweisprachig, herausgegeben von Irène Bourquin als Band 54 der Lektur-Reihe, in der typischen sorgfältigen Gestaltung derselben, versehen mit einer Handvoll Illustrationen von Isabella Looser; das grün-türkisene Cover zielt ein keltisches Motiv.

Lisa Elsässer ist eine Spezialistin für Beziehungs-Intensitäten und -Komplikationen – für die sie starke, bezwingende Sprachbilder findet. Bilder wie dieses: «Sie sassen auf der Bank wie zwei Menschen, denen das Leben als ungeöffnete Schachtel auf ihren Knien lag, als müssten sie diese Überraschung Leben auf später oder noch besser auf nie oder fürs Jenseits aufsparen.» Die Rede ist von den Eltern der Ich-Erzählerin, es ist eine Passage aus «Spiegel», der längsten Erzählung ihres neuen Buchs. Auslöser der Geschichte ist ein alter Mann, den sie auf dem Balkon im Nachbarhaus beobachtet, in den sie sich hinein denkt und dessen imaginierte Geschichte sich überspiegelt mit den Erinnerungen an die eigenen Eltern. Vor allem an den Vater, mit dem sich «kein Gemeinsames» finden liess trotz gemeinsamer Reisen. Und an dessen Sterbebett die «vertanen Möglichkeiten» aufleuchten «wie die Blitze am nächtlichen Gewitterhimmel». Der unbekannte Nachbar wird zur Projektionsfigur für jene Emotionalität, die der eigene Vater seiner Tochter ein Leben lang verweigert hat.

Konfliktreich ist auch die Schwesternbeziehung im nächsten Beitrag «My sister and I». Und schmerzlich erinnert sich das Kind an den erzwungenen Ferienaufenthalt bei einer Bauernfamilie in der titelgebenden Geschichte «Erstaugust». Wenn es ein Huhn rupfen muss, wenn es von Tag zu Tag enttäuscht auf ein Päckli zum 1. August wartet, geht einem das als Leser körperlich nahe. Und tut fast so weh wie die «Bugs», die Käfer, die sich die junge Lena beim Sprachaufenthalt in London holt.

Die Erwachsenen-Perspektive ist bei Lisa Elsässer erfahrungsgesättigt und illusionsbefreit, wie es zur Autorin mit Jahrgang 1951 passt. In einer der entspanntesten Kurzgeschichten nimmt sich eine Frau eine Auszeit nach ihrer Krebsoperation, sie reist ans Meer, erlebt «Tage, an denen nichts, gar nichts geschieht», geht durch Trauer und «überwältigendes Glück» hindurch und lernt, zur Krankheit zu sagen: «Geh du ruhig wieder, ich komme schon klar!» Altersreif gehen auch die Liebenden in der kurzen Erzählung «Wildheuen» miteinander um; sprachlos vor der «kalten Mauer» bleibt hingegen Liliana stehen, als ihr Mann sich mit der zehn Jahre jüngeren Eva einlässt.

Ganz nah an ihre eigene Biografie führt Lisa Elsässer in der Geschichte «Hier bin ich». Sie erzählt vom Aufwachsen im Urnerland, vom «Gefälle» zwischen dem Kindheitsort Bürglen und dem «Tellendorf» Altdorf, der schwarzen Pädagogik der Nonnen in der Mittelschule. Und knallhart dann der Kontrast zwischen den kindlichen «Schattentälern» und Leipzig, wo sie am Literaturinstitut studiert und mit ihrer Schreibart stürmische Entrüstung unter den Studenten auslöst: «Ich hatte gegen jegliches Gesetz der Erzählkunst verstossen, jede festgeschriebene Erzähltheorie missachtet, ein Plot fehlte, vieles, mehr oder weniger fehlte dem Text ihrem Urteil nach alles, was ihn zu einem schönen, flüssigen, süffigen Gebilde machte».

Obwohl im ersten Moment «so glücklich wie ein gerade entwurzelter Baum», hält die Autorin durch, bleibt bei ihren Texten, mit denen «kein Staat zu machen sein würde», und holt Kraft aus der Erinnerung an die Landschaft der Kindheit. Aus ihr kommen die starken Bilder – wie in jener Antwort auf die Frage einer Mitschülerin, wie es denn in der Schweiz sei: «Wie eine zu klein geschnittene Blache, die Täler wie Kissen, aus denen die Berge ragen wie Nadeln.»

Die neuen Geschichten beweisen, nach den früheren Prosa-bänden, zuletzt 2016 *Fremdgehen*, einmal mehr, dass der Sturm dem Baum nichts anhaben konnte. «Süffige Gebilde» bekommt man von Lisa Elsässer allerdings nicht serviert. (Su.)

Die Start-Up-City der Start-Up-Nation

Tel Aviv weiss seine Ausstrahlung als Hort der Künste, der Offenheit und Toleranz geschickt zu vermarkten. Negatives wird gerne ausgeblendet. Das Jüdische Museum Hohenems widmet den Mythen und Abgründen der «Weissen Stadt» am Mittelmeer eine Sonderausstellung. Text: Roman Hertler



Da und dort bröckeln die weisse Bauhaus-Fassade und der hippe Glanz Tel Avivs. (Bild: Peter Loewy)

Das Büro der City-Managerin, die die Stadt vermarktet, ist im selben Gebäude, auf derselben Etage, geschützt durch den gleich hohen Sicherheitsstandard wie jenes des Bürgermeisters. Tel Aviv ist das mediterrane Paradebeispiel für erfolgreiches City-Branding. Die «Weisse Stadt» feiert ihre Offenheit, ihre Kreativität, die Opposition zum israelischen Nationalismus, der in Jerusalem vorherrscht, das Jungunternehmertum, allgemein die Wirtschaftsfreundlichkeit, auch die soziale und ethno-kulturelle Vielfalt, die sprühende Party- und LGBTQ*-Community und das «weltweit grösste Ensemble der Bauhaus-Architektur». Überall schiessen die Hipster-Cafés aus dem Boden, der Tourismus blüht.

In den letzten Jahren ist ein derartiger Hype um das Tor zum Westen, die Oase inmitten des kriegsgeplagten Nahen Ostens, entstanden, dass das Jüdische Museum in Hohenems beschloss, Tel Aviv, seinen Mythen und seinen Abgründen die Sonderausstellung «All About Tel Aviv-Jaffa» zu widmen.

Tel Aviv heisst «Hügel des Frühlings». Darin verbirgt sich das zionistische Programm, nach welchem die Stadt als weltliches Gegenstück zum religiösen Jerusalem aus dem Boden gestampft wurde. Aus dem Alten entsteht Neues, das kulturelle Wiedererwachen Israels auf Jahrtausende alten Dünen. Die Erbauer prägten das Bild einer Stadt aus dem Sand und blendeten damit die fast 2000-jährige arabische Siedlungsgeschichte des heutigen Metropolitangebiets bewusst aus.

Stadt ohne Geschichte

«Tel Aviv ist eine Erfindung des 20. Jahrhunderts, eine Retortenstadt, deren Geschichte als Vorort einer anderen Stadt beginnt», sagt Hanno Loewy, Direktor des Jüdischen Museums Hohenems, als er uns durch die Ausstellung führt. «Die Stadt will anders sein, die nationale Politik entspricht nicht jener Tel Avivs. Die Stadt lebt aber vor allem im Hier und Jetzt. Mit Geschichte setzt man sich nicht allzu sehr auseinander, weil diese könnte arabisch sein.»

Der Rückgriff auf die Bauhaus-Tradition der 1920er- und 30er-Jahre dient nicht zuletzt auch dem Kampf gegen megalomane Stadtbaupläne. 2003 wurde die Bauhaus-Architektur Tel Avivs ins Unesco-Weltkulturerbe aufgenommen. Damit geworben wird jetzt, zum Bauhaus-Jubiläum, mehr denn je, auch wenn Israel 2018 aus der Unesco ausgetreten ist. «Viele Gebäude in Tel Aviv haben den Bauhausstil allerdings nur zur Fassade hin imitiert», sagt Hanno Loewy. «Mit der Sozialutopie von Bauhaus haben diese wenig zu tun.»

Mit zunehmendem Erfolg des City-Brandings hat auch die Gentrifizierung der einst ärmlichen Künstlerviertel eingesetzt. Die ärmeren Schichten werden immer weiter in die schäbigen Vorstädte abgedrängt. «Das Entwicklungstempo und die Gegenwartshysterie legen Konflikte frei», sagt Loewy. Seit den 1880er-Jahren folgten diverse Einwanderungswellen in das Gebiet, und immer blickten die bereits Anwesenden auf die Neuankömmlinge herunter.

In der sozialen Hackordnung stehen die europäischen Juden zuoberst, über den arabischen Juden, den schwarzen Juden und den muslimischen Arabern. Die vielgepriesene Toleranz, das ethnische Miteinander bleibt letztlich oberflächlich, die soziale und ökonomische Realität ist eine andere. Die berühmten Jaffa-Orangen, die nach dem arabischen Stadtteil, den Tel Aviv umschlossen hat, benannt sind, sind zum Symbol des palästinensischen Freiheitskampfes geworden. Die Früchte für den Saft, der in den Strand-Bistros serviert wird, werden von aussen herangekarrt.

Auf fünf Räume im Untergeschoss des Jüdischen Museum Hohenems ist die Sonderausstellung verteilt. Historische Bilder und zeitgenössische Fotografien von Peter Loewy, Architekturmodelle und Filmsequenzen zeigen die Geschichte, die Mythen, aber eben auch die Abgründe sozialer Ungleichheit und megalomanischer Stadtplanungswut, die Siedlungs- und die Gleichstellungspolitik einer Stadt, die versucht, ihre eigene Geschichte zu vergessen und zu verdrängen, was nicht als «weiss» gilt. Eine Stadt, die immer weiter wächst und wo nur weit im Hintergrund noch ein paar Orangen blühen.

Das Autobuch zur Klimakrise

Der ehemalige Fernsehmann und gebürtige Goldacher Walter Büchi holt das bis 1925 in Graubünden geltende Autoverbot in unsere Klimakrise-Zeit. Der Erzählband *Das Automobilverbot* zeigt, wie die «Motorkarossen» von allem Anfang an ambivalente Gefühle hervorriefen. Text: Daniel Klingenberg



Seltener Anblick: Ein Auto auf der Promenade in Davos im Jahr 1908. Es gab nur wenige Ausnahmen von dem geltenden Automobilverbot.

«Man ist es sich in unserem Kanton gewohnt, sich das Automobil als bluttriefendes Ungeheuer vorzustellen»: So schreibt der «Freie Rätier», eine Bündner Tageszeitung, im Jahr 1907. «Die Welt ist vollkommen überall, wo der Motor nicht hinkommt mit seinem Krawall.» So lässt Walter Büchi einen Prof. Ambast in seinem Erzählband *Das Automobilverbot* im Dorfsaal vor versammelten Automobilgegnern gegen die «Motorkarossen» wettern.

Büchis zehn «Geschichten aus dem Unterengadin um 1912» kreisen alle um das bis 1925 im Kanton Graubünden geltende Autoverbot. Da die Automobilgesetzgebung bis 1933 Sache der Kantone war, hatte die Bündner Regierung im Jahr 1900 das Auto kurzerhand zur «machina non grata» erklärt.

Dieser historische Rahmen macht neugierig: Damals wie heute gibt es eine höchst ambivalente Beurteilung der Motorisierung. Schon damals gab es Kritik wegen der Umweltbelastung. Und zu Beginn des Verbrennungsmotor-Zeitalters wie in seiner jetzigen Krise gibt es Zukunftsängste. Heute bei Lastwagenfahrern, die es mit selbstfahrenden Gefährten nicht mehr braucht, damals bei Pferdeknechten: «Wenn die Automobile den Pferdezug verdrängen, braucht es auch keinen wie mich mehr», grollt der Unterengadiner Pferdeknecht Mose in der gleichnamigen Erzählung.

Der «Odolkönig» und sein Horch

Walter Büchi ist kein Autofan, der den Sieg des Automobils im Land der 150 Täler nachzeichnet. Vielmehr zeigt er, was in der Gefühlswelt der Menschen im Unterengadin passiert, wenn das Auto einfährt. Und das ist eben ambivalent.

Vor 100 Jahren lebt das Tal von der Landwirtschaft, über 70 Prozent der Erwerbstätigen haben darin ihr Auskommen. In der Erzählung «Zeiger» ködert der Dorfpolizist mit diesem Namen einen Schmiedesohn mit Sackgeld, zu schnelle Autofahrer an ihn zu verpetzen. «Ganz einfach. Wenn einer kommt, läufst du hinterher. Kannst du ganz normal mithalten, ist's gut. Führt er schneller als du laufen kannst, ist seine Geschwindigkeit ungesetzlich.» Der Bub errechnet sich schon sein Taschengeld, als der Dorfschmied auf die Bremse tritt: «Mein Sohn, ein Denunziant? Kommt nicht in Frage!»

Auch der Aushilfslehrer Dreiviertel erklärt seinen Schülerinnen und Schülern zwar die Vor- und Nachteile des Automobils. Aber als der begeisterte Tierbeobachter eines Mittags eine tote

Eidechse «plattgemordet und ausgedorrt» auf der Strasse liegen sieht, beschleicht ihn Wehmut. «Wie viele Millionen Male hatten Eidechsen diesen uralten Weg, ohne Schaden zu nehmen, überquert? Mussten sie sich nun an die Automobile anpassen und wie sollte das gehen?»

Den 1945 geborenen Historiker Walter Büchi, der beim Schweizer Fernsehen Jugendsendungen machte und später die Kartause Ittingen mitleitete, kennt man als Biografen des «Odolkönigs» Karl August Lingner – eine Persönlichkeit, die wie das Automobil ambivalente Gefühle weckt. Lingner kauft im Jahr 1900 das Schloss Tarasp und renoviert es umfassend. Nach seinem Tod im Jahr 1916 geht das Schloss in den Besitz der Familie des Grossherzogs von Hessen über, bis hundert Jahre später der heutige Eigentümer Not Vital den stolzen Sitz kauft.

Der «Odolkönig» ist das zweite Kraftzentrum im *Automobilverbot* und geistert durch verschiedene Erzählungen. So lässt er als bekennender Autonarr in einer Erzählung ein Automobil an der Bündner Grenze durch Pferde abholen und im Schlepp ins Schloss bringen. «Damit wäre dem Gesetz Genüge getan.» Der «Horch-Wagen 16 PS 4 Cyl.» kommt auf sein Grundstück, wo Lingner eigens eine Strasse anlegt und angeblich nächtens in voller Automontur umherkurvt.

«Motorfreier Raum» dank der direkten Demokratie

Büchis Geschichten spielen in der Zeit um 1912. Der erste Weltkrieg in den Jahren 1914 bis 1918 bringt eine Zäsur in Sachen Mobilität. War das Auto vorher eher ein Luxusgut, wird es nun als Lastwagen und Traktor zum Transportmittel und ist in den Jahren danach «auf der Überholspur», wie Stefan Hollinger in *Graubünden und das Auto* schreibt. Da der motorisierte «Kutschendienst» in Form des Postautos erlaubt ist, kommen auch die Pferdepost und mit ihr Berufe wie jener des Schmieds in die Krise. 1913 zogen die Pferde noch 1,8 Millionen Fahrgäste über die Bündner Pässe, fünf Jahre später ist es gerade noch ein Drittel.

Das steigert den Druck auf das Autoverbot, für das die Regierung nur wenige Ausnahmen beim Individualverkehr zulässt. Zwischen 1920 und 1925 kommt es zum Höhepunkt der Automobildebatte. Nicht weniger als sieben der insgesamt zehn Abstimmungen bis zur Aufhebung des Verbots fallen in diese Zeit. «Graubünden hat unter Kennern der Verkehrsgeschichte den exklusiven Ruf eines europaweiten Kuriosums und anachronistischen Sonderfalls», schreibt Stefan Hollinger.

Dass das Verbot so lange Bestand hatte, hängt stark mit der ausgebauten Möglichkeit des direktdemokratischen Einflusses in Graubünden zusammen – zumindest der männlichen Bevölkerung. «Sie haben noch die Möglichkeit, diesen Unfug abzustellen!», lässt Walter Büchi seinen Prof. Ambast im «festlich beflaggten» Dorfsaal sagen. «Dank der direkten Demokratie verfügen Sie über einen einzigartigen, nämlich motorfreien Raum.»

Walter A. Büchi: *Das Automobilverbot. Geschichten aus dem Unterengadin um 1912*, Waldgut-Verlag 2019, Fr. 28.90

Die zerrissene Generation

1905 werden Kurt und sein Zwillingbruder Noldi als Söhne in die St.Galler Textilhandels-Familie Mettler hineingeboren. Kurt wird nur 25 Jahre alt, doch was er erlebt und unternimmt, gibt nun ein tausend Seiten dickes Buch her – ein Einblick in die bewegte Zwischenkriegszeit. Text: René Hornung



Kurt Mettler, 1929. (Bild: pd)

Eine Familie mit
Nazi-Sympathien

Arnold und Elsa Mettler-Specker, die Eltern von Kurt Mettler, waren bekannte Figuren der St.Galler Zeitgeschichte. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wandte sich Arnold Mettler immer mehr vom liberalen Gedankengut ab und war später ein stadtbekannter Nationalsozialist. Elsa Mettler-Specker suchte nach dem frühen Krebstod der Tochter ebenfalls Halt in der autoritären Ideologie. Der jüngste Sohn des Ehepaares, Hannes, schloss sich der Waffen SS an und starb als einer der ersten Schweizer Freiwilligen in der Ukraine.

Kurt Mettler wuchs an der Winkelriedstrasse am St.Galler Rosenberg auf, in der Villa Freia, die längst einem Neubau Platz gemacht hat. Er besuchte die Kantonsschule, danach kurz die Handelshochschule und studierte anschliessend Recht in Zürich. Er war ein begabter Cellist und wird zum eifrigen Kunstsammler. Die letzten Monate seines kurzen Lebens ist er Galerist in Paris.

Diese Biografie wäre längst vergessen, hätte Mettler nicht einen bis heute von der Familie geheuten Schatz hinterlassen: Mehrere hundert Seiten Tagebücher aus den Jahren 1927 bis 1930, die nun – ergänzt mit Auszügen aus erhaltenen Briefen und einer kritischen Würdigung – ein mehr als tausend Seiten dickes Buch hergeben.

Zu verdanken ist diese Publikation den Nachfahren der Familie Mettler sowie David Streiff, dem früheren Direktor des Filmfestivals Locarno und späteren Direktor des Bundesamts für Kultur. Streiff ist über seine Urgrossmutter mit der Familie Mettler verwandt. Als ihm 2011 sein Cousin Ruedi Mettler die Tagebücher zu lesen gab, war rasch klar: «Dieser bisher unbekannte Verwandte verdient es, dass sein kurzes Leben dargestellt wird», so Streiff im Vorwort.

Äusserer Glamour, innere Unsicherheit

Die erhaltenen Tagebücher beginnen während der Zürcher Studienzeit. In Einträgen unterschiedlicher Länge schildert Kurt Mettler den Alltag und analysiert damals aktuelle Entwicklungen. So erschreckt ihn der zunehmende Nationalismus, doch mit den Linken hat er trotzdem nichts am Hut. Und wir erfah-

ren viel über das Familienleben, am St.Galler Rosenberg ebenso wie im Ferienhaus auf dem Hirschberg.

Der Sohn aus gutem Haus ist mit 19 zum ersten Mal in Paris, mit 20 bekommen er und sein Zwillingbruder vom Vater je eine halbe Million in Aktien geschenkt. Er startet auf dem St.Galler Breitfeld mit dem Flugzeug einmal nach Genf, das andere Mal nach München. Er ist mit dem schnellen Auto in der ganzen Schweiz unterwegs. Er fährt im Engadin Ski. Kein Wunder, wirkt er oft dandyhaft und altklug. Er ist karrierebesessen, aber rasch auch unsicher und vor allem innerlich zerrissen. Erst spät eröffnet er einem Arzt seine homosexuellen Neigungen. Doch ausleben will er sie nicht, er verschreibt sich Selbstbeherrschung.

Der Historiker André Weibel, der die Tagebücher editiert und mit umfangreichen Recherchen und einer Würdigung ergänzt hat, um damit die Zusammenhänge der Zeit zu beleuchten, stellt den Protagonisten als hübsch und klug, aber spießbürgerlich verklekelt vor. Die Bedeutung der Aufzeichnungen liegt für Weibel im raren und reichen Einblick in die Sozial- und Mentalitätsgeschichte der bürgerlichen Jugend in der Zwischenkriegszeit.

Dichte Aufzeichnungen

Kaum das Studium abgeschlossen, bricht Kurt Mettler zur Reise um die Welt auf. Ein halbes Jahr verbringt er in New York, wo er wie ein Reporter durch die Strassen flaniert, die eleganten Quartiere lobt – und die U-Bahn meidet. Diese Aufzeichnungen haben – so André Weibel – «dichterische Sensibilität». Mettler hat schriftstellerische Ambitionen.

Die Reise geht weiter über Japan, wo er Erika und Klaus Mann trifft, nach Korea und schliesslich – an einer Amöben-Infektion erkrankt – mit der transsibirischen Eisenbahn durch Russland nach Hause. Die Krankheit wird er offensichtlich nie mehr ganz los, und es stellen sich Depressionen ein. Trotzdem bricht er im März 1929 nach Paris auf, um eine eigene Galerie zu eröffnen.

Weder finanziell noch gesundheitlich kommt Mettler in Paris auf die Beine. Er lebt zwar in einer Luxuswohnung an bester Lage, aber er ist depressiv und kränkelt. Das Geld ist praktisch ausgegeben. Im September 1930 bekommt er hohes Fieber, er bestellt die Eltern aus St.Gallen an sein Krankenbett und stirbt kurz darauf mit nur 25 Jahren, wahrscheinlich an den Folgen der Infektion. Die Urne mit seiner Asche wird im Garten des Ferienhauses auf dem Hirschberg beerdigt. Dort steht das Kreuz noch heute, halb versunken im Moos. Die schlichte Inschrift: «Kurt Mettler, 1930».

Kurt Mettler – Tagebücher 1927–1930, hrsg. von André Weibel, Limmat Verlag Zürich 2019, Fr. 59.–

Dialoge im Kunst-Paradies

Thomas Struths Fotografien sind ein Fest fürs Auge. Nun hat der in Berlin lebende Künstler zum ersten Mal selbst eine Ausstellung erarbeitet. Er zeigt eigene und andere Werke aus der Hilty Art Foundation in einer sehenswerten Schau in Vaduz. Text: Kristin Schmidt



Thomas Struth, *Paradise*. (Bild: pd)

Der Dschungel trägt noch immer den Nimbus der unberührten Natur. Dort, wo der Urwald am undurchdringlichsten ist, wo noch keine Schneisen zu Goldminen oder Rodungen führen, wo noch keines Menschen Schuh seinen Abdruck hinterlassen hat, dort sind Ursprünglichkeit und Unverdorbenheit zu vermuten, kurz: das Paradies.

«Paradise» betitelte Thomas Struth seine 2005 entstandene Serie von Naturaufnahmen. Grossformatige Bilder wuchern der Wildnis, grün, üppig, unberührt, und doch – die Fotografien beweisen es – einer war mindestens hier. Der Künstler selbst hat sich den Dickichten aus Stämmen, Lianen, Blättern und Zweigen genähert und sie in ein Bild übersetzt. Schön. Gerahmte, verglaste Oasen an der Wand.

Die Grenzen des Menschen

Struths Fotografien sind ein Fest fürs Auge mit ihren sorgfältig ausgewählten Motiven, der Komposition, den Farben, dem Licht. Der Künstler beherrscht sein Metier. Studiert hat er es von 1973 bis 1980 an der Düsseldorfer Kunstakademie, zuerst bei Gerhard Richter, dann bei Bernd Becher, der mit seiner Frau Hilla Becher die Düsseldorfer Fotoschule begründete. Aber in Struths Bildern steckt viel mehr als gutes Handwerk und eine hohe ästhetische Qualität. Der Künstler reflektiert mit jedem Bild, mit jeder Bildserie die Rolle des Menschen in der Welt. Er setzt sich auseinander mit der gestalteten Umwelt, mit der Einflussnahme des Menschen auf diese Welt, aber auch mit den Momenten, in denen es kippt, in denen die Zustände immer komplexer werden und der Mensch seine Schöpfungen nicht mehr vollständig zu kontrollieren vermag.

Dieses ambivalente Verhältnis zeigt sich besonders eindrücklich in der ersten Ausstellung, die Struth selbst kuratiert hat. Unter dem Titel «Composition '19» lässt er 13 seiner eigenen Werke aus der Vaduzer Hilty Art Foundation mit 17 Gemälden und Plastiken anderer Künstler aus ebendieser Sammlung in einen Dialog treten. Das ist insgesamt eine überschaubare Zahl an Werken, aber umso präziser sind die Gegenüber-

stellungen. Hier, im Ergänzungsbau des Kunstmuseum Liechtenstein, ist nichts dem Zufall überlassen, oder wie es der Künstler formuliert: «Es gibt für jedes Bild nur einen besten Platz.» Den hat Struth zweifelsohne gefunden.

Von Velasquez bis Fracking

Für den Einstieg in die Ausstellung im dreieckigen Untergeschossraum des Museums inszeniert Struth ein Terzett: Einem Frauentorso von Wilhelm Lehmbruck folgt eine Fotografie zweier Touristinnen vor Velasquez-Gemälden im Prado, gegenüber antworten zwei Aufnahmen aus einem Schaltwerk in Berlin. Hier treffen sich Selbstinszenierung, Idealgestalt und technische Gerätschaften. In den Dimensionen der letztgenannten kann sich der Mensch verlieren und bleibt doch stets verantwortlich dafür.

Das nächste Stockwerk rückt noch näher an die komplizierte Verflechtung von Mensch und Technik heran. So findet hier Fernand Légers tubische Konstruktion ihre Steigerung in einem «Blowout Preventer», einer Apparatur für das umstrittene Fracking, der sein visuelles Gegenüber etwa in einer Abstraktion von Gerhard Richter findet. Im dritten Raum schliesslich spannt sich der Bogen vom profanen Lebensumfeld bis zu den Sehnsuchtsorten, dem Grossen, Fernen, Anderen. Wenn beispielsweise Alberto Giacomettis *Buste d'homme (Eli Lotar II)* in den grünen Dschungel blickt oder ein schäbiger Winkel in St. Petersburg auf die erhabene Rothko-Chapel trifft, beginnt sich das Assoziationenkarussell zu drehen.

Thomas Struth erweist sich in dieser Ausstellung als feinfühlig und scharfsinniger Kurator, der nicht einfach die eigenen Arbeiten auf die bestmögliche Weise präsentiert, sondern die Werke anderer Künstler auf ideale inhaltliche und formale Weise mit seinen eigenen Bildern verschränkt.

Leben mit einer offenen Rechnung

Bis 1981 konnten in der Schweiz Kinder und Erwachsene ohne Gerichtsentscheid «administrativ versorgt» werden – zum Teil lebenslänglich. Das Theater St.Gallen nimmt das düstere Kapitel in der Uraufführung *Verminte Seelen* auf. Zu Wort kommen die Opfer. Text: Peter Surber



Uschi Waser und Mario Delfino. Die Porträts entstanden für den ersten Band «Gesichter der administrativen Versorgung» der von der UEK herausgegebenen Publikationsreihe. (Bilder: Jos Schmid)

Wenn Mario Delfino erzählt, tun sich Abgründe auf – Abgründe einer «Heimkarriere». Als Waisenkind fünfjährig aus Italien in die Schweiz adoptiert, wird Mario herumgeschoben von Heim zu Heim und landet schliesslich in Knutwil, in einer katholischen Anstalt (ein «Kinder-KZ», sagt Mario), wo er sexuell missbraucht wird. Als die systematischen Missbräuche bekannt werden und das Heim geschlossen wird, steht er auf der Strasse. Nach einer Odyssee fasst er, unter anderem dank dem Obdachlosenpfarrer Ernst Sieber, nach und nach Tritt im Leben. Mario Delfino an der Matinée in der Lokremise: ein liebenswürdiger, redegewandter Zeitgenosse mit einem Schicksal, «das ihr euch gar nicht vorstellen könnt», wie er sagt.

Wenn Uschi Waser spricht, wird es still. Als Kind jenuischer Eltern ist sie ein Opfer der Aktion «Kinder der Landstrasse». In den ersten 13 Jahren ihres Lebens ist sie in 26 Anstalten oder Pflegefamilien untergebracht, erlebt die Niedertracht der «Umerziehungs»-Behörden und den «offenen Rassismus gegen Zigeuner». Mit 14 wird sie vergewaltigt und «zur Strafe» ins Heim in Altstätten eingewiesen. «Zum Guten Hirten» heisst es. Sie überlebt ihre Kinderzeit, wie sie sagt, «seelisch tot», aber zugleich mit dem Willen, herauszukommen aus dem Elend. Als sie sich als Erwachsene mit ihren Akten konfrontiert – 3500 Seiten Dokumente –, bricht sie zusammen, denkt an Suizid. Und entschliesst sich dann: zu reden, ihr Schicksal öffentlich zu machen, anzuklagen und um Wiedergutmachung zu kämpfen.

Späte Rehabilitation

Mario Delfino und Uschi Waser sind zwei von vier Personen, deren Geschichte im Zentrum des Projekts *Verminte Seelen* am Theater St.Gallen steht. Das Thema ist verstörend, umso mehr, als es nicht nur Einzelne, sondern rund 60'000 Menschen betroffen hat – eines der düstersten Kapitel der jüngeren Schweizer Geschichte. «Administrative Versorgung» nannte sich die Methode. Von 1872 bis Anfang der 1980er-Jahre wurden Frauen, Männer und Kinder, die nicht ins gesellschaftliche Normschema passten, in Heime, Arbeitserziehungsstätten, Internate, psychiatrische Institutionen oder auch Gefängnisse gesteckt – ohne Gerichtsurteil und ohne dass sie straffällig geworden wären. Ein weiterer Fall im Stück betrifft Medikamentenversuche. Im

Fokus: die Klinik Münsterlingen und deren Direktor Roland Kuhn, dessen Medikamentenexperimente an seinen Patienten aktuell ebenso kritisch aufgearbeitet werden wie die Geschichte der «administrativen Versorgungen» überhaupt.

Erst die (verspätete) Unterzeichnung der Europäischen Menschenrechts-Konvention 1974 und der jahrzehntelange Kampf Betroffener um Anerkennung und Rehabilitierung führten zu einem Sinneswandel. 2014 öffnete ein Gesetz den Weg zum erleichterten Aktenzugang und zur Entschädigung der Opfer aus einem Wiedergutmachungsfonds. In der Folge setzte der Bund eine Unabhängige Expertenkommission (UEK) ein. Sie hat 2019 ihre Forschungen abgeschlossen, die ersten von zehn Bänden unter dem Titel *Ausgegrenzt und weggesperrt* sind erschienen und auch online nachzulesen.

Mit geradem Blick

Die St.Galler Uraufführung (Premiere war am 28. Mai) verschafft dem Thema zusätzliche Publizität. Und das sei dringend nötig, sagen Dramaturgin Anja Horst und Regisseurin Barbara-David Brüesch: Denn das Wissen über die katastrophalen Vorgänge sei bisher äusserst gering.

Ein Akt der Wiedergutmachung ist insbesondere der erste Band der Publikationsreihe: Er nennt sich *Gesichter der administrativen Versorgung*. Fotograf Jos Schmid porträtiert darin 50 Betroffene, Frauen wie Männer, auf eine zugleich konfrontative und behutsame Art. Der direkte Blick in die Kamera sei ihm wichtig gewesen, um nicht noch einmal ein Stück Stigmatisierung und «Verstecken» zu verantworten, sagt Schmid – wegschauen zählt nicht, und es sind wir Verschonte, denen die Blicke der Betroffenen gelten.

Im Stück *Verminte Seelen* sei «kein Wort erfunden», verspricht Regisseurin Barbara-David Brüesch. Das letzte Wort hat Uschi: «Ich lebe mit einer offenen Rechnung – nicht nur mit dem Herrgott. Ich möchte nicht als Opfer dargestellt werden, aber ich will, dass man das Unrecht, das mir widerfahren ist, als solches anerkennt.»

Eine ausführlichere Fassung des Beitrags erschien auf saiten.ch. *Verminte Seelen*: 6., 12. und 20. Juni, Wiederaufnahme im Herbst, Lokremise St.Gallen

theatersg.ch
uek-administrative-versorgungen.ch

Schwierige Heimaten

«Ich bin wie zwei Schatten. Nicht hier und nicht da. Wie eine Welle im Meer. Einmal spickt es mich da rüber, dann wieder da.» Heimat, Heimatverlust, Herkunft, Wurzeln ... ein Riesenthema. Das sagt auch Ann Katrin Cooper im Gespräch über das jüngste Projekt des St.Galler Panorama Dance Theaters mit dem Titel *Green Green Grass of Home*. Bevor es also zu «Panikattacken» angesichts der Weite des Themas kam, hätten sie die Recherchen auf sieben Biografien fokussiert: Menschen, die allesamt in der Ostschweiz wohnen, aber mit unterschiedlichsten Zugehörigkeits-Biografien.

So der Mann aus dem Allgäuer Bergdorf mit seinen paar Dutzend Einwohnern, wo schon der Umzug ins Nachbardorf einen Heimatverlust bedeutete und das «Ausland» gerade einmal 15 Kilometer weiter weg anfing: jenseits des Passes. Oder der junge Mann aus Afghanistan, der sagt: «Meine Heimat musste ich mit mir nehmen.» Die Frau aus der ehemaligen DDR, die Heimat an der Sprache festmacht; der Mann aus Kroatien, seit drei Jahrzehnten in der Schweiz und heute «weder hier noch dort ganz da»; die Türkin mit der Sehnsucht nach dem heimatlichen Meer – oder der Musiker aus Deutschland, mit einer Portugiesin verheiratet, weltläufig und «sehr skeptisch», was den Begriff der Heimat überhaupt betrifft.

So unterschiedlich die Lebensläufe, so einhellig sei in all den Interviews das Bedürfnis nach Zugehörigkeit formuliert worden, nach verbindlichen Beziehungen, nach einem sozialen Netz, das trägt. «Zwischen Bergdorf, globalen Lebenskonzepten, Flucht, Sprachdilemma und Traditionen» bewegten sich die Realitäten der Befragten, heisst es auf dem Projektflyer. Umgesetzt werden diese «Brüche und Widersprüchlichkeiten» von drei Tänzerinnen und Tänzern (Tobias Spori, Rakesh Sukesh und Giulia Brignona Tornarolli) und einem Musiker (Jan F. Kurth). Der Dreivierteltakt gibt den Schlag vor; physisch und bilderreich soll der Abend werden in einem Bühnenbild aus beweglichen Holzlatten, die sich zu immer neuen Gebilden zusammenfügen lassen.

Eine kritische Stossrichtung hat das Stück auch, wie Ann Katrin Cooper sagt: Dem Hype von kommerziellen Identitätsbehauptungen von der «Heimat»-Zigarette bis zum «Heimat»-Bier stellt es einen offenen Heimatbegriff entgegen, der erstmal sagt: Wir sind alle hineingeworfen in eine Welt, in der wir nur auf Probe heimisch sind. (Su.)

Green Green Grass of Home: 14. bis 16. Juni, Theater am Gleis Winterthur, 22. und 23. Juni Lokremise St.Gallen panorama-dancetheater.com

Rechtskonservative Kinder und schwule Erpel

Die Comics von Liv Strömquist stellen die Genderverhältnisse vom Kopf auf die Füße – mit bissigem Humor.
Text: Veronika Fischer



Warum sind Liebesbeziehungen manchmal irre kompliziert? Wieso sind Tamponwerbungen so realitätsfern? Und wieso braucht es Tiervergleiche, um Homosexualität als natürlich anzusehen? Mit solchen Fragen beschäftigen sich die Comics von Liv Strömquist. Schwedin, Jahrgang 1978, studierte Politikwissenschaftlerin. Sie zeichnet Comics und erklärt darin die Welt aus einer feministischen Perspektive. Ihre Quellen sind wissenschaftlich fundiert, und zwar nicht alibi-mässig, sondern auf akademischem Niveau. Man kann es sich künftig also sparen, sich durch soziologische Studien und philosophische Theorien zu beissen – ein Comic von Liv Strömquist und die Message ist in drei Minuten klar! Dabei muss man oftmals laut lachen, da Bezüge gesetzt werden, die herrlich absurd sind und gleichzeitig den Nagel mittig auf den Kopf treffen.

Ein Beispiel aus dem jüngsten Comic *I'm every woman*: Aufgrund eines Gänsepärchens, das aus zwei Erpeln besteht, wurde die Homosexualität in den Medien als «natürlich» und normal angesehen. Strömquist zeigt auf, dass diese Argumentation totaler Bullshit ist und es viele menschliche Verhaltensweisen gibt, die keine tierische Rechtfertigung brauchen. Zum Beispiel: Ein Pärchen, das im IKEA-Katalog Möbel ankreuzt, die es haben will.

Gibt es ein Säugetier, das sowas macht?! Nein? Warum braucht es dann im Fall der Sexualität Beispiele aus dem Tierreich? Im Comic werden noch andere witzige Beispiele gegeben, was auf dieser Gedankenbasis alles möglich wäre.

Weiter geht es um rechtskonservative Kinder (sie alle sind Fans der Kernfamilie, fordern Hausfrauen, verabscheuen moderne Kunst und halten verbissen an Traditionen fest), beschissene Liebesbeziehungen (Elvis, Einstein, Picasso und Marx kann man nach dieser Analyse abhaken) und um die Darstellung von Frauen in Zeichentrickserien wie Barpapapa oder den Simpsons. Damit knüpft Strömquist an ihre ersten beiden Werke *Der Ursprung der Welt* und *Der Ursprung der Liebe* an. In ersterem wird die Geschichte der Menstruation von einem heiligen Naturphänomen hin zu einer Tabuzone erzählt, im zweiten wird knallhart mit der Idee der romantischen Liebe und der Monogamie abgerechnet.

Nach der Lektüre der Comics hat man die Quintessenz einer halben Bibliothek verinnerlicht und verstanden, dass Weiblichkeit, Beziehungen, Familie und Sexualität Begriffe sind, die gesellschaftlich geprägt und damit wandelbar sind. Dieser neue Blick auf unsere Kulturgeschichte ist ein wunderbarer Ausgangspunkt für die private Revolution!

Alle Comics sind in deutscher Übersetzung beim Avant-Verlag erschienen.

avant-verlag.de/comic/i_m_every_woman

Ab in die wilde Natur

Am 6. Juni hat im Lütisburger Guggenloch ein «Stück unter freiem Himmel» Premiere – samt Waldbaden. Text: Sascha Erni.



Andrea Schulthess. (Bild: Sascha Erni)

Fährt man von Wil aus ins untere Toggenburg, übersieht man das Guggenloch beinahe. Nur ein kleiner Wegweiser markiert den Schotterweg, der unter der Eisenbahnbrücke bei Lütisburg im Grün zu verschwinden scheint. Wagt man sich aber wenige Meter weiter vor, steht man plötzlich inmitten einer historischen Stätte: Die Gebäude der ehemaligen Mühle im Guggenloch haben bereits ein halbes Jahrtausend gesehen, heute wohnen hier Künstlerinnen, Handwerker, Kinder. Darunter auch die Theatermacherin Andrea Schulthess. Zusammen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern des Guggenlochs und vielen weiteren Freiwilligen aus dem halben Toggenburg wird sie hier, mitten in der Natur, im Juni ein Stück mit dem Titel wild aufführen. «Es ist mehr ein theatraler Ausflug als ein Schauspiel», erzählt die Regisseurin im Gespräch. «Ich mag diese Theaterform, dieses Unterwegssein mit dem Publikum, sehr.»

Wer beim Titel des Stücks an Rehpf Pfeffer oder Wildschwein-Wurst denkt, liegt falsch. «Wild als Adjektiv, nicht als Nomen», lacht Schulthess. Vergangenen Sommer verbrachte sie sehr viel Zeit in der Guggenlocher Natur – der *wilden* Natur, wie sie ergänzt. Dann die Idee: Was, wenn Menschen mehr Zeit und Raum hätten, sich in der Natur aufzuhalten? Würde sich dann das eigenartige Verhältnis, das wir oft zu ihr zeigen, wandeln? Würden sich gar neue Ansätze entwickeln, wie wir als Menschen mit Heraus-

forderungen wie dem Klimawandel oder der Umweltverschmutzung umgehen können? Schulthess spannt die Grundidee zusammen mit der Musikerin Angela Pina Ganzoni weiter, schnell wuchsen Team und Ensemble auf über 30 Mitglieder an.

Aber was erwartet die bis zu 80 Premieren-Gäste genau ab dem 6. Juni in der Toggenburger Wildnis? Zuviel mag Schulthess nicht verraten. «Das Stück ist eine Einladung», sagt sie, «wir laden das Publikum ein, sich in der zauberhaften Atmosphäre hier im Auenwald mit der Natur auseinanderzusetzen.» Liebevoll und poetisch soll es sein, mehr Empfindsamkeit als Aktivismus auslösen. Während sie sich im Leitungsteam mit dem Inhalt auseinandergesetzt hatten, sei ihnen aufgefallen, dass Tiere und Pflanzen oft auf groteske Art und Weise abgespalten vom Menschen wahrgenommen werden. «Das ist ein grosses Missverständnis», sagt die Regisseurin. Dass alles miteinander verwoben ist, möchte das Ensemble mit Musik, Tanz, Sinnlichkeit und Humor aufdecken. Und das Publikum wird auch direkt gefordert – und sei es nur, wenn es sich auf die japanische Tradition des Waldbadens einlassen soll.

wild – Ein Stück unter freiem Himmel: 6. bis 30. Juni im Guggenloch bei Lütisburg. wildmond.ch

Es frühlingt im Treibhaus

In Appenzell, wo der Bahnhof noch «Station» heisst, gibt es auch eine «Kulturstation». Stationsvorstand ist die Kunstvermittlerin Agathe Nisple, um sie herum ein zehnköpfiges, fast ausschliesslich weibliches Team. Die Station ist immer mal wieder für Aktivitäten offen – einmal im Jahr aber, rund um Pfingsten, herrscht Hochbetrieb: Dann bricht der «Kleine Frühling» aus.

Eine der Spezialitäten des Festivals rund um Buch und Kunst sind die Lesungen an «versteckten Orten». Neben dem Treibhaus sind es die Getreidemühle im Hoferbad und weitere Industriegebäude. Hier bringen jeweils zweimal am Tag hochkarätige Stimmen die Welt ins Dorf: Autor Usama al-Shamani mit Koraspieler Lukas Engemann, Autorin Irena Brežná mit dem ukrainischen Musiker Viktor Pantouchenko, die Jungautoren Gianna Molinari und Dominic Oppliger im Duo sowie die ukrainische Bachmann-Preisträgerin Tanja Maljartschuk. Weiter zu Gast ist Lukas Linder, dessen vielgerühmter Roman *Der Letzte meiner Art* während der letzten Monate in Appenzell und Gais kollektiv gelesen wurde – jetzt liest Linder selber im Treibhaus. Ausserdem stellt Literaturprofessorin Hildegard Keller den deutsch-afrikanischen Autor Ijoma Mangold vor und serviert zusammen mit Christof Burkard als «Die Maulhelden» ein weltliterarisches Viergang-Menü.

Das Musik- und das Kunstprogramm feiert einheimisches Schaffen: Unter anderem spielen Jazztrompeter Michi Neff im Trio oder Akkordeonistin Brigitte Schmid. In vier eigens errichteten Kunstpavillons stellen Roman Signer, Ursula Palla, Muda Mathis mit Sus Zwick sowie Markus Müller aus. Neben Buch und Kunst sind auch die kulinarischen Angebote der Kulturstation legendär – und lohnen die Fahrt nach Appenzell im neuen Tango. (Su.)

Kleiner Frühling Appenzell: 6. bis 10. Juni, diverse Orte in Appenzell kleiner-fruehling.ch

Uustanzete im Exrex

Bald ist die Zwischennutzung des ehemaligen Kino Rex am St.Galler Blumenbergplatz Geschichte. Angefangen hat alles mit dem 25-Jahr-Jubiläum von Saiten, und mit einer letzten Tanznacht presented by the fanciest Kulturmagazin of the Ostschweiz soll es auch enden. Zu Gast sind Anna & Stoffner, The Robots und die DJs Samir und Matarsi.

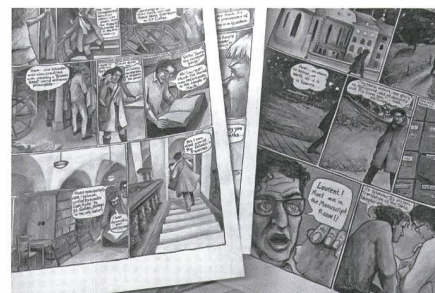
Das Zürcher Duo Anna & Stoffner hat sich mit dem Zuzug von Schlagzeuger Fred Bürki und Vincent Membrez am Moog-Synthesizer-Bass zum wilden Quartett erweitert. Ihre Songs kokettieren mit der freien Improvisation und spielen jenseits aller Musiksparten, sind aber trotzdem ganz der Rhythmik und den Texten verpflichtet. Rapperin Anna Frey berührt mit mutigen Texten, die keine Abgründe scheuen. Ein bisschen wie die Trudi Gerster des Punk. Oder wie einst ein Kritiker schrieb: «Es hat nicht viel mit Rap zu tun und auch wenig mit Musik im herkömmlichen Sinn und das Schlagzeug spielt auch keinen tanzbaren Beat!» Das ist durchaus als Lob zu verstehen.

The Robots müssen wir eigentlich nicht mehr vorstellen. Jedes Mal, wenn sie Güllen mit ihrer primitiven Dance-music beehrt haben, wurde noch tagelang nachgeschwitzt. The Robots sind zwar kompromiss- und hemmungs-, aber keinesfalls anspruchslos. Improvisierte Live-Sessions mit Keys, Bass, Schlagzeug und vielviel Electronics rundherum. Marc Jenny (im anderen Leben Saiten-Verlagsmann) liefert etwas Konzept und tiefe Töne, Carlo Lorenzi und Kafi-D heizen ein mit «Sounds from Outerspace und allen four on the floor». The Robots sind ein Restrisiko für die Tanzflächen dieser Welt – oder wie O.K. Jonson, der grosse Basspapst, immer sagt: «geilgeilgeil!»

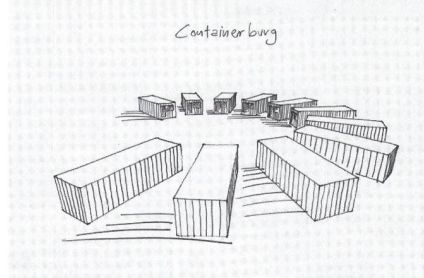
Wer dann immer noch nicht genug hat, dürfte bei Samir und Matarsi bestens aufgehoben sein. Oder abgehoben, je nach Veranlagung. Dröhnende Beats unter verspielten Melodien. Liebevoll ausgewählte Perlen der elektronischen Tanzmusik. Den dabei ausgelösten Trancezustand gibt es ohne Rezept, Arzt oder Apotheker. Er könnte auch mit folgender Analogie erklärt werden: Die Affinität zu repetitiven Rhythmen rührt daher, dass der Herzschlag unserer Mamas die erste auditive Erfahrung unseres Lebens war. Kommt, es wird nice. Und Deo nicht vergessen. (co)



Am Montag, 20. Mai hat der St.Galler Sklavereiforscher Hans Fässler einen eingeschriebenen Brief nach Chicago zur Post gebracht. An diesem Tag, schreibt Fässler, habe LORI LIGHTFOOT ihr Amt als neue (und erste schwarze, weibliche und offen lesbische) Bürgermeisterin von Chicago angetreten, «und ich erhoffe mir von ihr einen anderen, besseren Umgang mit einem Anliegen, das ich schon an zwei ihrer Vorgänger herange-tragen habe». Das Anliegen war damals, neben der UBS und dem St.Galler Gründungs-Bankier Jakob Laurenz Gsell auch einen anderen Bankpionier, Johann Ulrich Zellweger aus Trogen, dem Gesetz zu unterstellen, das die Sklaverei-Verstrickungen der Wirtschaft im 19. Jahrhundert ahnden soll. Dieser *Chicago Slavery Era Disclosure Ordinance* müsse auch die Credit Suisse unterstellt werden, «weil sie ebenfalls eine Sklavereivergangenheit hat und mit der Stadt Chicago Geschäfte betrieben hat», schreibt Fässler.



Tief in eine andere Historie greift die australische Zeichnerin Geraldine Searles. Sie lässt ihre jüngste Graphic Novel THE EMERALD TABLET in der St.Galler Stiftsbibliothek spielen, es geht um eine verschwundene Geheimhandschrift und den mit ihr verschwundenen Bibliothekar. Im Mai stellte sie den ersten Teil des Opus in St.Gallen vor, zusammen mit der Künstlerin Marlies Pekarek, die das Projekt ins Rollen gebracht hatte. Comics seien uralte, erklärte sie bei der Gelegenheit – schon die mittelalterlichen Pergamente mit ihren Text-Bild-Kombinationen seien im Grunde nichts anderes.



Schlaue Illustratoren sucht die Lokremise St.Gallen – sie schreibt dafür einen Wettbewerb aus. Es geht um Bilder für die Titelseite der neuen Lok-Zeitung, die zweimonatlich in einer 3000er-Auflage erscheint. Eine Plattform mit Ausstrahlung also für Illustratoreninnen und Zeichner bis 35 Jahre; Einsendungen sind bis Ende Juni möglich (lokremise.ch). Mit der grossen Schwester der Illustration, mit der Bildenden Kunst hält es die kleine Schwester der St.Galler Lokremise, die Lokremise Wil: Sie organisiert Mitte Oktober eine jurierte Gruppenausstellung. Künstlerinnen und Künstler können sich bewerben bis Ende Juli, das Stichwort heisst «Kunst lockt», federführend ist die Fachstelle Kultur der Stadt (kunstlockt.ch).

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug



Lichter für die Laune

Tanya Baranys Musik klingt nach ihrer Heimat - die Kompositionen sind so massiv wie die Walliser Berge, der Sound so launisch wie die alpine Witterung. Der Himmel ist wolkenverhangen, die Klangwelten melancholisch und gleichsam faszinierend. Mit ihrem Album «Lights Disappear» im Gepäck kommt die Sängerin nach Brugg.

Tanya Barany

21. Juni, 20.15 Uhr, Odeon Brugg, odeon-brugg.ch

AAKU

Aargauer Kulturmagazin



Politik im Kino

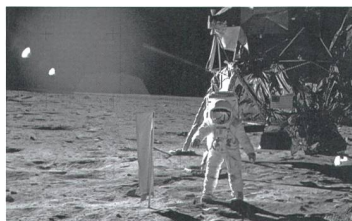
Das «Bildrausch» in Basel präsentiert seit 2011 in einem internationalen Wettbewerb Filme im Grenzbereich von Arthouse und Kunst. Mit einer Retrospektive wird dieses Jahr das Werk des Ehrengasts Gianfranco Rosi gewürdigt. Der zweite Schwerpunkt liegt auf dem vor 20 Jahren verstorbenen Autorenduo Walter Marti und Reni Mertens, die mit ihrem engagierten Kino wegbereitend waren.

Bildrausch – Filmfest Basel:

19. bis 23. Juni, Stadtkino Basel und Kultkino Atelier, bildrausch-basel.ch

Programmzeitung

Kultur und Kunst in Basel



Uni auf Mission

Als Neil Armstrong als erster Mensch auf dem Mond landete, war das nicht nur ein Meilenstein in der Geschichte der Menschheit, sondern auch ein kleiner Erfolg für die Universität Bern. Die Astronauten der Apollo-11-Mission entrollten nämlich noch vor der amerikanischen Flagge ein Sonnenwindsegel im Auftrag der Uni auf dem Mond. Diesem Experiment ist nun eine Ausstellung gewidmet.

Bern auf dem Mond

19. Juni bis 6. Oktober, Historisches Museum Bern, bhm.ch

BKA

BERNER KULTURAGENDA



Psych-Rock am Strassenfest

Im spannenden Line-up des Neustadt-Strassenfests darf man besonders auf Zayk gespannt sein: Die fünf Zürcherinnen gelten mit ihrem psychedelischen Rock als Geheimtipp der Schweizer Underground-Szene und haben ihr aktuelles Album «Durch den Äther» beim renommierten Label «Les Disques Bongo Joe» herausgebracht.

Neustadt-Strassenfest 3.0

29. Juni, ab 14 Uhr, Lindenhausstrasse, Luzern. Disko danach: 23 Uhr, Neubad, Luzern, neustadt-strassenfest.ch

041

www.null41.ch



Jonglage gegen die Monotonie

Pakman, das sind Stijn Gruppung, Frederik Meulzyer und Ine Van Baelen. In ihrer Show durchbrechen sie die triste maschinelle Monotonie unserer Arbeitswelt. Sie liefern sich ein dynamisches Duell, bei dem die Jonglierbälle in ungeahnten Formationen durch die Luft fliegen, dabei mal die Wand, mal den Boden berühren und sich mit dem Rhythmus des Schlagzeugs zum Soundtrack unserer modernen Zeit vermischen.

Pakman

25. bis 27. Juni, verschiedene Orte in Liechtenstein, tak.li

KUL



Rausch im Garten

Die Literatur und Spoken-Word-Reihe «lauschig – wOrte im Freien» versteht es, die Schönheit des geschriebenen und gesprochenen Wortes an wunderbaren Orten zu zelebrieren. Für den Jubiläumstag zur fünften Ausgabe toppt sie alles Bisherige nochmals und gastiert für ein rauschendes Fest in der Stadtgärtnerei Winterthur. Kommt, gratuliert, schreibt selbst Gedichte und feiert mit!

Lauschig-Jubiläumstag

15. Juni, 11 bis 22 Uhr, Stadtgärtnerei Büel, Winterthur, lauschig.ch

Coucou



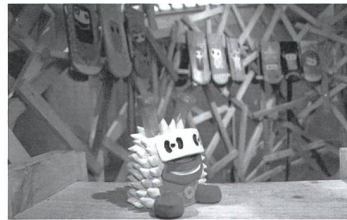
Tiefschwarze Komödie

Zwei Satiriker lancieren eine kurze Wiederaufnahme von «Waidmanns- heil!», um das schwarzhumorige Theater würdig abzusetzen. Matthias Kunz und Rhaban Straumann nehmen mit dem preisgekrönten Stück von Susanne Hinkelbein bedenkenswerte Tendenzen und heimliche Sehnsüchte aufs Korn. Worauf wird geschossen, wenn die Sau Schwein hat?

Waidmannsheil!

10. und 11. Mai, Wogeno Dach Oensingen (gedeckte Sitzplätze), strohmann-kauz.ch
Weitere Aufführungen in der Saiten-Region siehe: saiten.ch/kalender

AUSGEHEN



Kreatur aus den Wolken

Ziegel im Museum? Keine Angst. Denn was der Bildhauer Leto da anrichtet, ist knallbunt, fröhlich, direkt aus der Cloud heruntergeladen und in Lehm gedrückt. «Stances» heissen die digital angehauchten Dinger, die zusammen mit anderen Dingen namens «Cloudies» eine 20 Meter lange Installation im Ziegelei-Museum in Cham bevölkern. Spätestens im Angesicht dieser Kreaturen gibts allen Grund zum Lächeln.

Sonderausstellung bis 4. August, Ziegelei-Museum Cham
ziegelei-museum.ch

ZUGKultur

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org